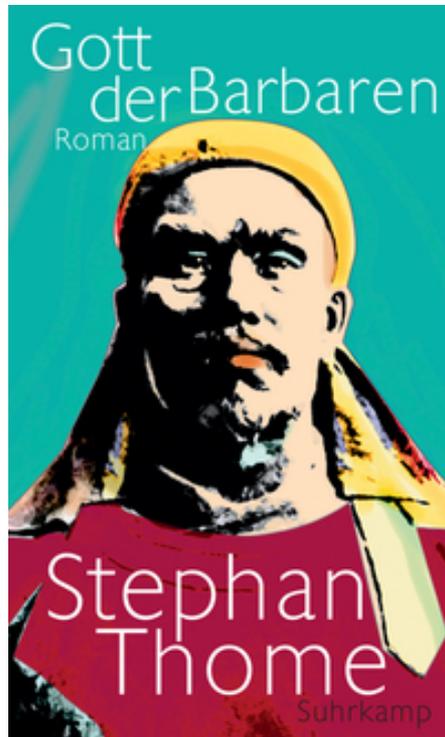


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Thome, Stephan  
**Gott der Barbaren**

Roman

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42825-2

SV



Stephan Thome  
Gott der Barbaren

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2018

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung

durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung

elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt

oder verbreitet werden.

Karten: Peter Palm, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42825-2

*Gott der Barbaren*

Für meine Eltern

*Niemand weiß etwas über sie. Manche nennen sie langhaarige Banditen, andere die Gottesanbeter, aber warum rasieren sie sich die Stirn nicht, und welchen Gott beten sie an? Zuerst sollen sie in der Provinz Guangxi aufgetaucht sein, in einer abgelegenen Gegend namens Distelberg, wo die Menschen so arm sind, dass sie schwarzen Reis essen und in Hütten mit undichten Dächern leben. Zugezogene Bauern vom Volk der Hakka, die von den Alteingesessenen verachtet werden. Einer meiner Kollegen hat sie Erdfresser aus dem Süden genannt, die nur darauf gewartet hätten, dass jemand kommt und sie mit aufwieglerischen Reden verwirrt. In diesem Fall ein gescheiterter Prüfungskandidat, von denen es bei uns so viele gibt. Dreimal durchgefallen und danach verrückt geworden, sagen die Leute, aber stimmt es auch? Ich bin selbst einmal bei den Prüfungen gescheitert und weiß, wie es sich anfühlt, wenn der große Traum platzt. Dornen hat man sich in die Schuhe gesteckt, um nicht über den Büchern einzuschlafen, und dann war alles umsonst?*

*Nicht wenige glauben, dass es mit den ausländischen Teufeln zu tun hat. Auch von ihnen weiß niemand, wer sie sind. Eines Tages kamen sie über den Ozean und ließen sich an unserer Küste nieder, als wäre es ihre. Sie handeln mit Opium, stellen Forderungen und drohen mit Krieg, wenn sie nicht erfüllt wer-*

*den. Dem Himmel missfällt ihre Anwesenheit, doch leider ist unser Reich nicht mehr so stark wie früher. Gegen die Barbaren an unseren Grenzen kämpfen wir seit jeher, aber nie hatten sie Kanonen von solcher Feuerkraft. Im südlichen Meer haben die Fremden eine Insel besetzt, um noch mehr Opium zu schmuggeln und ihren fremden Gott anzubeten. Shang Di, der Herrscher in der Höhe, angeblich ist es derselbe, den auch die Langhaarigen verehren. Als ihr Anführer zum dritten Mal durch die Prüfung fiel, sollen die ausländischen Teufel ihm ein Buch gegeben haben, um ihn zu verhexen. Nach der Rückkehr in sein Dorf wurde er prompt krank, und als er fiebernd im Bett lag, träumte er davon, dass Shang Di ihn zu sich in den Himmel rief, ihm ein Schwert gab und ihm befahl, die Dämonen zu töten. So hat es begonnen, heißt es. Ein Traum platzt, und ein anderer beginnt. Seitdem hält er sich für Gottes Sohn und für Dämonen all jene, die den Zopf tragen und dem Kaiser in der Hauptstadt dienen – so wie ich.*

*Hat das Auftauchen der Fremden die kosmische Ordnung zerstört? Inzwischen besitzen die Rebellen ihre eigene Hauptstadt, in der einst die Kaiser der Ming residierten und die nun Himmlische Hauptstadt genannt wird. Als junger Mann habe ich ihre prächtigen Gärten und Straßen bewundert und sehnsüchtig auf die Blumenboote am Qinhuai-Fluss geblickt. Wenn eine solche Stadt erobert wird, hat es etwas zu bedeuten, aber was? Wie können arme, ungebildete Bauern Gebiete besetzen, die größer sind als ihre Heimatprovinz? Ihren Anführer verehren sie als Himmlischen König, und ich kann nicht aufhören, mich über sie zu wundern. Wenn die Kollegen im Yamen sie beschimpfen, denke ich insgeheim, dass auch der Kaiser im Norden ein Fremder ist, ein Mandschu von jenseits der Großen Mauer. Dann frage ich mich, ob es nicht besser wäre, wir würden von unseresgleichen regiert. Früher habe ich dar-*

*über nicht nachgedacht, warum tue ich es jetzt? Der Himmel hat keine Vorlieben, heißt es im Buch der Geschichte, er bevorzugt allein die Tugendhaften.*

*Es gibt Tage, da erkenne ich mich selbst nicht wieder. Der Gouverneur, für den ich arbeite, ist so korrupt wie viele hohe Amtsträger, und manchmal wünsche ich, dass jemand kommt und den ganzen Schmutz hinwegfegt. Obwohl ich am liebsten in einem stillen Zimmer sitze und lese, träume ich von der großen reinigenden Flut. Ein Junzi muss die heiligen Texte studieren, den Ahnen opfern und seine Kinder zu Pietät und Bescheidenheit erziehen. All das tue ich, so gut ich kann, und dennoch findet mein Herz keine Ruhe. Warum ist das so? Woher kommt diese Wut in mir?*

*Vor dreihundert Jahren lebte der berühmte Beamte Hai Rui. Frustriert über den Zustand des Reiches, verfasste er eine Eingabe an den Kaiser und machte ihn für die vielen Missstände verantwortlich. ›Schon vor geraumer Zeit‹, schrieb er, ›haben die Menschen begonnen, Eure Majestät für unwürdig zu halten.‹ Bevor er den Text abschickte, kaufte er sich einen Sarg. Er wurde verhaftet und nur deshalb nicht hingerichtet, weil der Kaiser kurz darauf starb, aber als man Hai Rui die Todesnachricht überbrachte, soll er nicht etwa gejubelt haben, sondern vor Trauer in Tränen ausgebrochen sein. Nach der Entlassung stieg er in höchste Ämter auf, und trotzdem hinterließ er bei seinem Tod nicht genug Geld für ein ordentliches Begräbnis. Viele nennen ihn exzentrisch und töricht, für mich ist er ein Vorbild, schließlich werde ich auch oft für verrückt erklärt, weil ich meiner Tochter lesen und schreiben beibringe, statt ihr die Füße zu binden.*

*Was würde Hai Rui an meiner Stelle tun? Wie es heißt, wollen die Rebellen den Feldzug bald fortsetzen, dann wird auch um unsere Stadt gekämpft werden. Sind sie die Rettung oder unser Untergang? Sollen wir fliehen oder bleiben? Meine Kinder schauen zu mir auf und ahnen nichts von der Verwirrung in meinem Herzen. Wehe uns! Wir leben in einer Zeit der Zweifel und der bösen Omen, niemand ist mehr sicher.*

## 1 Der Hafen der Düfte

Shanghai, im Sommer 1860

Als ich noch eine Frau und zwei Hände hatte, war ich ein glücklicher Mann. Das wird mir erst bewusst, seit ich in Shanghai bin und viel Zeit habe nachzudenken. Der Juni neigt sich dem Ende zu, und in dem Haus, in dem ich liege, stöhnt das Gebälk unter der Hitze. Vom nahen Hafen dringt das Gebrodel der Massen herüber, die Shanghai verlassen wollen, bevor die Rebellen kommen. Bis zu zehn Silberdollar, wurde mir erzählt, verlangen die Bootsbetreiber, nur um Passagiere auf die andere Seite des Flusses zu bringen, wo sie keineswegs sicher, sondern sich selbst überlassen sind. Aus dem Yangtze-Tal strömen immer neue Flüchtlinge herbei, wie eine riesige Bugwelle treibt sie der Krieg vor sich her. Wäre mir unterwegs nicht das Unglück zugestoßen, das mich seit einem Dreivierteljahr ans Bett fesselt, wäre ich längst in Nanking, der Himmlischen Hauptstadt am Unterlauf des großen Flusses. Oder nicht? Wäre etwas anderes dazwischengekommen, das mich mehr als die linke Hand gekostet hätte?

Wenigstens bin ich Rechtshänder. Zwischen den Fieberattacken, die mich in regelmäßigen Abständen heimsuchen, gibt es nichts zu tun, und meine Gastgeber – Reverend Jenkins von der London Missionary Society und seine Frau Mary Ann – haben mir ein paar Bögen Papier ins Zimmer gelegt. Für Briefe, meinten sie, aber wem sollte ich schreiben?

Mit Elisabeth rede ich zwar gelegentlich, aber nur nachts, wenn der Schlaf ausbleibt und Erinnerungen an die Stelle der Träume treten. Dann denke ich über alles nach, was seit dem Beginn meiner Reise geschehen ist. Für jeden von uns gibt es eine Grenze dessen, was er aushalten kann, ohne ein anderer zu werden, und ich hatte meine schon lange vor jenem verhängnisvollen Tag auf dem Poyang-See überschritten. Ohne es zu merken. Nachdem die Revolution zu Hause gescheitert war, wollte ich in Amerika ein neues Leben beginnen, aber es kam anders, und jetzt bin ich nicht mehr sicher, ob es das überhaupt gibt – ein neues Leben. Wir folgen unserem Weg, ohne zu wissen, wohin er führt. Mich verschlug es über Rotterdam und Singapur nach Hongkong, wo ich für kurze Zeit glücklich war, dann immer tiefer hinein in dieses vom Krieg geschundene Land. Auf dem See war ein chinesischer Pirat schneller mit der Waffe als ich, und nicht einmal Alonzo Potter konnte meine Hand retten. Jetzt habe ich alles verloren, wenig zu bereuen und keine Ahnung, wie es weitergehen soll.

Kann man mit einer Hand helfen, den Kaiser von China zu stürzen?

Wann und in welcher Stärke die Rebellen Shanghai erreichen werden, weiß niemand. Bis vor wenigen Wochen waren sie in Nanking eingeschlossen, nun überrennen ihre Armeen das Yangtze-Tal und sorgen für Panik in den Städten. Wie einst Napoleons Soldaten in Italien tauchen sie immer im Rücken des Feindes auf, ohne sich von Flüssen oder Bergen aufhalten zu lassen. Dem *North China Herald* zufolge soll ihnen Suzhou bereits gehören, und die Rauchsäule über Hangzhou habe ich mit eigenen Augen gesehen. Ein Aufstand von armen Bauern und Köhlern aus dem Süden, die glauben, Gottes Sohn zu folgen, dem Himmlischen König, der außerdem der Vetter meines besten Freundes ist. Das

Schreiben, das mich nach Nanking einlädt, steckt in der Tasche meines Gewands, zerfleddert und aufgeweicht, aber das Siegel kann man noch erkennen. Fragt sich nur, ob von mir genug übrig ist, um den Weg zu wagen. Stromaufwärts, mitten durch die große Flut, die ganz China zu verwüsten droht.

Philipp Johann Neukamp ist mein Name. Ältester Sohn eines Zimmermeisters aus dem Märkischen, aber ohne Beruf, seit ich vor einem Jahr aus der Basler Missionsgesellschaft ausgeschieden bin. Was danach passiert ist, habe ich noch nie jemandem erzählt, und um die Geschehnisse verständlich zu machen, muss ich ein wenig ausholen. Die Ereignisse von 48 darf ich als bekannt voraussetzen; meine Rolle darin war nicht wichtig, trotzdem musste ich, als alles vorbei war, für eine Weile aus dem Gebiet des Deutschen Bundes verschwinden. In den Niederlanden wollte ich mir das Geld für eine Schiffspassage ins einzige Land der Welt verdienen, das nicht von einem Fürsten regiert wird, sondern von freien Männern. Mit den Händen zu arbeiten, war nicht neu für mich. In Scheunen, überfüllten Schlafsälen oder unter freiem Himmel zu schlafen, machte mir wenig aus. Zwei Gaben sind in meinem Leben hilfreich gewesen, vor allem später, nach der Ankunft in China: ein Talent für fremde Sprachen und eine robuste Gesundheit. Im Hafen von Rotterdam gab es ausreichend Kisten zu schleppen, und nach ein paar Monaten verstand ich genug Holländisch, um eine bessere Arbeit zu finden. Jong & Söhne, eine Werkstatt, die die Innenräume von Schiffen ausstattete, stellte mich ein, aber die Summe, die ich für die Überfahrt nach Amerika gebraucht hätte, blieb ein fernes Ziel. Dann traf ich einen Mann, der mit einer einzigen Bemerkung meinem Leben buchstäblich eine neue Richtung gab. Vielleicht ist das meine dritte Gabe,

zum richtigen Zeitpunkt den richtigen Mann zu treffen. Auf meiner deutschen Wanderschaft war ich Robert Blum begegnet, der mich, obwohl ich nur sechs Jahre die Schule besucht hatte, zu den Treffen der Schillerfreunde mitnahm. Blum sorgte dafür, dass ich vom obersten Rang des Leipziger Theaters aus den *Don Carlos* sehen durfte, und sagte mir jenen Satz, dessen Wahrheit ich vorher nur gespürt hatte, ohne sie zu verstehen: Monarchie ist Hochverrat am Volk. Wenn ich könnte, würde ich heute noch nach Wien fahren und dem alten Windisch-Grätz einen Dolch in sein verdorrtes Herz stoßen, aber das ist ein anderes Thema.

In Rotterdam traf ich Karl Gützlaff.

Es war Ende 1849, in einem milden, verregneten Winter. Auf dem Weg zur Arbeit sah ich den Aushang für den Vortrag eines deutschen Missionars, der über seine Erlebnisse in China berichten sollte, und nach Feierabend hatte ich nichts Besseres zu tun. Gützlaff reiste damals durch Europa, um Geld für seinen Chinesischen Verein zu sammeln, und wo er auftrat, füllte er die Säle, auch die Laurenskerk in Rotterdam. Im Gewand eines chinesischen Fischers sprach er wie ein Prophet des Alten Testaments, allerdings auf Deutsch und Holländisch und mit so vielen Einsprengeln in fremden Zungen, dass mir beim Zuhören schwindlig wurde. Er erzählte von bitterer Armut und korrupten Mandarinen, die das zu sein schienen, was ich als Polizeiinspektoren und Zensoren kannte, von Eltern, die ihre Kinder zum Betteln zwangen, damit sie nicht verhungerten, was oft genug trotzdem geschah. Die Zuhörer hingen an seinen Lippen, nach dem Vortrag stiegen sie förmlich übereinander, um Geld in die Spendenbüchsen zu stecken. Für mich war es ein Erlebnis wie der *Don Carlos* wenige Jahre zuvor, aber da ich kein Geld hatte, sprach ich den Vortragenden an und fragte, was ich sonst tun könnte. Ich wusste selbst nicht, woran ich

dachte. Karl Gützlaff hatte eine Idee. »Gesund und kräftig?«, fragte er und musterte mich.

Ich nickte entschieden.

»Gläubig?«

Ich nickte.

»Komm nach China«, sagte er. »Dort brauchen wir Männer wie dich.« Er trug einen breiten Schnurrbart, hatte ein einnehmendes Lächeln, und sein Vorschlag war so verrückt, dass ich noch einmal nur nicken konnte.

Dass der Chinesische Verein zu keiner Kirche gehörte, gefiel mir. Er wurde finanziert von Spenden, die entweder Gützlaff selbst einsammelte oder die Unterstützervereine, die in fast jeder Stadt entstanden, die er besuchte, denn niemand beherrschte die Klaviatur von Not und Trost, Mitleid und Hoffnung besser als er. Wo Gützlaff sprach, sahen seine Zuhörer eine Welt, die auf Rettung wartete und deren Rettung nahte. Der Berliner Frauen-Missionsverein für China, der Elisabeth später nach Hongkong schicken sollte, ging ebenso auf Gützlaff zurück wie die niederländische Missionsbrüderschaft, der ich als fünfzehntes Mitglied und mit dem erklärten Ziel beitrug, so bald wie möglich nach Fernost aufzubrechen. Vorher besuchte ich dasselbe Seminar in Rotterdam, das Gützlaff als junger Mann absolviert hatte. Ein gutes Wort seinerseits und ein geschönter Lebenslauf von mir genügten, und man nahm mich auf, die Kosten trug der Verein. Mangelnde Bildung war kein Hindernis, in Missionskreisen hielt man nicht viel von Universitäten, und unter meinen Mitschülern gab es einige, die nicht nur mit der Rechtschreibung im Lateinischen ihre Mühe hatten. Über China lernte ich in den kommenden Monaten nichts, selbst die Sprache fehlte im Curriculum, das aus Bibelkunde, Predigtlehre und der Geschichte des Christentums bestand. Anfangs fühlte ich mich wie ein Parasit, beinahe wie ein Be-

träger. Ich ein Missionar? Die Lehrer waren streng, aber in Glaubensfragen herrschte ein offener Geist, der lediglich auf die Abgrenzung zum verhassten ›Papismus‹ Wert legte, und mit der Zeit machte mir die Sache Freude. So saubere Laken wie im Wohnheim der Schule hatte ich selbst zu Hause nicht gekannt. Ab und zu erhielt ich Post von meinen Eltern, die froh waren, dass ihr schwieriger Sohn auf den rechten Weg zurückgefunden hatte; und ich sagte mir, dass ich notfalls auch von China aus nach Amerika gehen konnte. Als der Verein mir mitteilte, dass das Geld für die Überfahrt beisammen war, fühlte ich mich wie in den magischen Tagen im Frühjahr 48, als die Nachrichten aus Paris uns hatten glauben lassen, die Welt werde sich für immer verändern.

Übrigens bin ich es nicht gewöhnt, so viel von mir zu erzählen. Je mehr ein Mann erlebt hat, desto schweigsamer wird er, habe ich von Alonzo Potter gelernt. Nachdem Reverend Jenkins morgens zur Arbeit aufgebrochen ist, wird es still in seinem Haus, das in einer langen Reihe ähnlicher Anwesen steht: ummauerte Gärten mit knorrigen Platanen, Maulbeerbäumen und gestutzten Hecken. Die britische Siedlung von Shanghai sieht aus wie John's Wood, sagt mein Gastgeber gern, das muss ein Vorort von London sein, aber ich war nie in England. Wo ich herkomme, standen die Häuser eng beieinander und hatten niedrige Kammern über den Werkstätten von Schmieden, Fassmachern und Schreincrn. Feuer waren eine ständige Gefahr, aber wer davon verschont blieb, hatte gute Chancen, sein Leben im selben Haus zu beenden, in dem er geboren worden war (was im Brandfall natürlich erst recht galt). Wahrscheinlich wäre ich nie von dort weggegangen, hätte ein bestimmtes Ereignis meiner Kindheit mir nicht die Überzeugung eingegeben, die mich seither begleitet: dass es mir vorherbestimmt ist, mein Leben einer gro-

ßen Sache zu widmen. Mit zehn Jahren hatte ich die Masern, und eines Morgens, den ich nie vergessen werde, wachte ich auf, und die Welt war dunkel. Der Herbst hatte begonnen. Ich hörte Schritte im Haus und rieb mir die Augen. Meine jüngere Schwester kam ans Bett, um zu fragen, ob ich wieder gesund sei. Mach die Fensterläden auf, sagte ich. Die sind auf, antwortete sie. Noch einmal rieb ich mir die Augen und blinzelte, ich spürte Luises Nähe und roch, dass sie heiße Milch getrunken hatte. Sogar ihre Blicke auf meinem Gesicht konnte ich spüren, aber ich sah nichts, nicht einmal flimmernde Punkte. Gar nichts.

Hier, sagte sie, deine Milch.

Das Wort ›blind‹ kannte ich aus der Geschichte, in der Jesus einen Blinden sehend macht. Außerdem gab es im Ort einen alten Mann, der nur an der Hand seiner Frau aus dem Haus ging, aber von blinden Kindern hatte ich nie gehört. Am dritten Tag kam der Arzt und meinte, er könne es zwar nicht erklären, habe es aber schon zweimal erlebt, beide Male bei Jungen mit Masern. Er empfahl Umschläge mit heißem Essig und absolute Ruhe, manchmal kehre das Augenlicht zurück. Pfarrer Arnold besuchte mich ebenfalls und schien eine Erklärung zu haben, die er flüsternd mit meinen Eltern besprach. Ich sollte liegen bleiben, beide Hände über der Bettdecke falten und beten. Sein Tonfall legte nahe, dass ich für das Unglück selbst verantwortlich war. Den ganzen Winter über lag ich mit frierenden Händen im Bett, betete stundenlang und hatte unbeschreibliche Angst. Um jede Ruhestörung zu vermeiden, wurde mein Bett in die Kammer neben der Waschküche gestellt, meine Geschwister durften nur hereinschauen, um mir etwas zu essen zu bringen. Manchmal schlief ich tagsüber ein und horchte nachts in die Stille des Hauses. An Weihnachten brachten mich meine Eltern in die Kirche, wo ich ohnmächtig wurde, weil ich so lange

gelegen hatte, danach wurde das Regiment schrittweise gelockert. Die Kur hatte nichts gebracht, und der Arzt war mit seiner Weisheit am Ende. Als der Schnee taute, beschloss mein Vater, dass es Zeit wurde, sich ins Unvermeidliche zu fügen und das Beste daraus zu machen. Manche Arbeiten in der Schreinerei könne er mit geschlossenen Augen ausführen, warum also ein Blinder nicht auch. Etwa zur selben Zeit stellte ich das Beten ein. Ich hatte alle Sünden bekannt, an die ich mich erinnerte, aber keine gefunden, die nach solcher Bestrafung verlangt hätten. Ab und zu war ich grob zu meinen Geschwistern gewesen oder in der Schule durch schlechtes Betragen aufgefallen, einmal hatte ich aus der Speisekammer ein Stück Kuchen stibitzt. Warum lag ich blind im Bett, während meine Freunde draußen heruntollten?

In meinem letzten Gebet sagte ich: Mach mich wieder gesund, dann bete ich weiter.

Ein Hang zur Aufsässigkeit war mir schon immer zu eigen gewesen. Als Ältester sollte ich meinen Geschwistern ein Vorbild sein, aber die Rolle lag mir nicht. Gleichzeitig war ich ein so guter Schüler, dass der Direktor davon gesprochen hatte, ich könnte das Lehrerseminar in Potsdam besuchen, aber nun verpasste ich den Unterricht, und der Hang zur Auflehnung wurde stärker. Wenn mein Vater das Tischgebet sprach, löste ich die Hände. Las meine Mutter mir aus der Bibel vor, dachte ich mit aller Kraft an etwas anderes. In der Schreinerei lernte ich, Holzsorten durch Betasten zu unterscheiden und einfaches Werkzeug zu gebrauchen, aber wenn mir jemand einen Streich spielte, wurde ich so wild, dass es zwei erwachsene Männer brauchte, um mich zu bändigen. Es war, als ob die Dunkelheit um mich herum eine dunkle Seite in mir zum Vorschein gebracht hätte. Nicht wenige im Ort dachten, ich sei besessen.

Dann, kurz vor Ostern, glaubte ich plötzlich einen hellen

Fleck zu sehen. Genau da, wo sich das Fenster der Werkstatt befand. Wenn ich die Augen schloss, verschwand er, und wenn ich zur anderen Wand blickte, sah ich nichts. In den nächsten Tagen wurde die Wahrnehmung schärfer, andere Kontraste kamen hinzu. Die Angst, ich könnte mich täuschen, war ebenso groß, wie der Horror der Erblindung gewesen war, aber ich täuschte mich nicht. Langsam tauchte die Welt aus der Dunkelheit auf, und an Ostern – wirklich genau zum Osterfest – war sie wie zuvor, ein Meer aus Farben und Formen. Heute träume ich davon, eines Morgens aufzuwachen und wieder zwei Hände zu haben, aber selbst dieses Glück würde nicht an das heranreichen, was mich als Kind erfüllte. Mit ausgebreiteten Armen rannte ich über die Felder. Der ganze Ort sprach davon, man hielt mir Finger vors Gesicht und fragte, wie viele es seien, und später erwähnte mich Pfarrer Arnold in seiner Predigt über das Pfingstwunder.

Alles schien wieder in Ordnung zu sein, aber so einfach war es nicht. Eine innere Unruhe hielt mich gefangen, ich war gleichzeitig übermütig und ängstlich, hatte Flausen im Kopf und wurde von Alpträumen geplagt, in denen sich die Welt schlagartig verfinsterte. Statt stillzusitzen, wollte ich rennen, und manchmal schloss ich mitten im Lauf die Augen, fiel hin und fühlte eine rätselhafte Erleichterung. Meine Leistungen in der Schule ließen nach, niemand schlug mich mehr für den Lehrerberuf vor, aber das war mir nur recht. Ich misstraute allen, denen zu gehorchen man mir beigebracht hatte, den Lehrern wie dem Pfarrer, der behauptete, Gott habe mir eine Gnade erwiesen. Gespielt hatte er mit mir, oder nicht? Ich verließ die Schule und kehrte in die väterliche Werkstatt zurück, aber bald wurde es mir auch dort zu eng.

Im dritten Lehrjahr beschloss ich, als Zimmermann auf die Walz zu gehen.

Es war die Zeit, in der es vielerorts zu gären begann. Sogar in der märkischen Provinz hatte ich davon erfahren, nun ging ich nach Thüringen und Leipzig, wo ich für eine Saison als Kulissenbauer am Alten Theater angestellt wurde und zum ersten Mal den Namen Robert Blum hörte. Auf der großen Schillerfeier in Gohlis hörte ich ihn selbst, einen kräftigen Mann mit tiefer Stimme, Rheinländer von Geburt, dem man ansah, dass er gerne aß und trank. Er sprach über die Freiheit als höchsten Ausdruck der Menschenwürde und wurde nach jedem Satz von Bravo-Rufen unterbrochen. Obwohl er aus einfachen Verhältnissen stammte, wie ich später lernte, stand er auf dem Podest, als gehörte es ihm. Niemals hätte ich zu hoffen gewagt, ihn persönlich zu treffen, geschweige denn sein Freund und Mitstreiter zu werden, doch genau das geschah. Eines Abends im Herbst sah ich ihn ins Theater gehen. Bis zum Beginn der Vorstellung war es noch mehr als eine Stunde, und statt Abendgarderobe trug er einen alten braunen Überrock. Ich zögerte kurz, dann fasste ich mir ein Herz und folgte ihm.

Noch nie hatte ich das Haus durchs Hauptportal betreten, nun fand ich mich in der leeren Eingangshalle wieder. Von Blum war nichts zu sehen. Ehrfurchtsvoll betrachtete ich die gewölbten Decken und die Ölbilder an den Wänden und wollte gerade den Rückzug antreten, als im Kassenhäuschen vor mir eine Lampe angezündet wurde. Zuerst traute ich meinen Augen nicht: Robert Blum, der stadtbekannte Freiheitskämpfer, entledigte sich seines Überrocks, zog ein Buch aus der Tasche und wartete lesend auf die ersten Besucher. Als mich sein Blick traf, erwartete ich einen Verweis, aber er seufzte nur und sagte, dass es für den *Don Carlos* noch viele Karten gebe. Dass ich bekannte, kein Geld zu haben, nahm er nickend zur Kenntnis, und als ich hinzufügte, dass ich in der Werkstatt des Theaters arbeitete, winkte er